

Nr. 207 — Bromberg, den 10. September — 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(22. Fortsetzung.) ———— (Nachdruck verboten.)

Der Hannes ging mit Wolf hinter dem Quartiermeister her durch einen langen Gang, eine Treppe aufwärts, wieder durch einen Gang, bis sie schließlich auf einen offenen Teil des Hinterdecks kamen. Da stand einer der riesengroßen Schornsteine und stieß dicke, schwarze Rauchwolken aus. Da lagen große Transportkisten, Fässer, große verschnürte Ballen — Munitionskarren standen da, etwa fünfzig, und dahinter sah man die Rohre der dazugehörigen Geschütze. Alles fahrtbereit in die kanadische Heimat. Längs der einen Brüstung waren geräumige Käfige angebracht, und der Quartiermeister erklärte dem aufmerksam lauschenden Buben, daß hier alles mögliche Getier während der Überfahrt eingeschlossen werde, da man ja Tiere an Bord nicht frei herumlaufen lassen dürfe. Das verstand der Hannes ganz gut.

Er suchte mit dem Manne aus der Reihe der Käfige einen besonders geräumigen heraus, da Wolf ein starkes und hochgewachsenes Tier war, das auch in der Gefangenschaft etwas Bewegungsfreiheit brauchte. Der Bub reinigte den Käfig mit peinlicher Sorgfalt. Wolf war ungebärdig und warf sich mit voller Kraft gegen die Stäbe, als er sich gefangen sah.

— — — — — — — — — — — —

Die Männer hatten von ihren Plätzen im Schlafraum Besitz ergriffen. Da war an der Seite ein rundes, großes Fenster aus dickem Glas. Das konnte man bei ruhiger See öffnen, wie Herr Kummer sie belehrte.

Der Rottenmanner und der Hannes bekamen zwei Bettstellen übereinander. Das zweite Paar wurde vom Fiederer und vom Zinner eingenommen. Das dritte übernahmen der Gairinger und der Rothschädel, indes der Kralizek einschichtig blieb.

In diese Beschäftigung hinein läutete eine Glocke — die Mittagsglocke, erklärte Herr Kummer, der am Tische saß, sein Pfeifchen rauchte und mit Ruhe die Tätigkeit der sieben Holzknechte betrachtete. Es dauerte nicht lange, und ein junger Mensch kam mit einfachem Tischzeug und Gedecken herein. Er deckte für acht Personen, da Herr Kummer auch noch mitessen wollte.

Es gab große Stücke gekochten Fleisches mit Kartoffeln und saurem Kraut.

Es gab sogar einen Nachtisch in Form von Apfelmus, das in einer großen Schüssel hereinkam.

Und, was die Hauptsache war, es gab für jeden der Sieben eine Flasche dunkles englisches Bier, das der Gairinger nach einer Schluckprobe für „prima" erklärte.

Zuletzt brachte der Aufwärter in einer großen, sauberen Blechschüssel das Futter für den Hund.

Der Hannes ging, um Wolf das erste Futter in der neuen Umgebung zu bringen. Als er in Blicknähe des Käfigs kam, sah er, daß der Hund lang ausgestreckt am Boden des Gefängnisses lag, Kopf und Blick nach der Richtung, in der der Hannes vordem verschwunden war. Die Freude des Tieres war groß.

Der Rottenmanner und seine Leute aber gingen mit Herrn Kummer und dem Quartiermeister treppauf, treppab durch den Schiffskörper. Sie stiegen in den Maschinenraum, wo eine höllische Hitze herrschte, sie bewunderten die Promenadendecks und die Kabinen für reiche Leute, sie wurden in die große Küche geführt, wo sie der Chefkoch begrüßte und wo sie — zum ersten Male in ihrem Leben — Neger sahen, die hier Küchenhilfe leisteten. Das waren schwarze Kerle, die in schneeweißes Leinen gekleidet waren und die Zähne fletschten, als die Gebirgsleute eintraten.

Sie sahen die Kühlräume, den Weinkeller, die Apotheke, den Raum, von wo aus das Schiff gesteuert wurde, und endlich die Kohlenkammern, deren Inhalt von den Heizern ununterbrochen in die Weißglut unter den Kesseln geworfen wurde.

Es war sehr schön — aber sehr ermüdend. Und die Männer waren froh, als sie wieder in ihrer Kabine landeten. Gleich darauf kam Tee, heiß, süß und mit viel Alkohol darin, was allgemeine Anerkennung fand. Auch der Hannes hatte vom Wolf Abschied genommen und war zur Teestunde erschienen.

Nach dem Tee aber stand der Herr Kummer auf, schüttelte jedem einzelnen die Hand und verabschiedete sich. Er wünschte gesunde, glückliche Ankunft und sagte, daß in Montreal, am Reiseziel, an der Landungsbrücke der Herr Pierson stehen werde, um die Ankommenden vom Quartiermeister in Empfang zu nehmen.

Der Rottenmanner aber sagte:

„Mei liaba Herr Kummer — i möcht' Ihnen gern danken für die Plag', was mit uns sieben Mannsbilder g'habt ham'. Glauben S' ma — mir war'n alle draußt im Feld, mir können dö Arwat ganz guat einschätzen ... und mei Hütten, dö können S' ham' übern Summer und übern Winta a, wenn S' wollen. Und da Hannes hat dös dem Ladenhaufen scho g'schrieben. Und wann S' auf Oberdorf kommen, so brauchen S' dem Mathes nur a Kartel schreiben. Und zahlt werd nix. Liaba Herr Kummer — und bleiben S' recht g'sund und vergessen S' uns net — Grüaß Gott —"

Die Holzknechte schüttelten Herrn Kummer mit solcher Kraft die Hände, daß sie beinahe zerquetscht wurden. Und dann ging er, begleitet von den Sieben, zur Brücke, schwenkte nochmals den Hut, winkte einem Auto und fuhr davon.

Jetzt erst kam Verlassenheit in die Herzen und machte die Sieben zaghaft ...

*

Schweigsam und nachdenklich gingen sie wieder in ihre Kabine. Der Abend kam. Die Gedanken suchten Heimat, Berg und Wald. Sie saßen um den großen Tisch, hatten das runde Fenster weit geöffnet und die Pfeifen in Brand gesetzt. Der Quartiermeister hatte ihnen gesagt, daß sie in der Kabine rauchen dürften. Da war ein eigenes weißes Kästchen an der Wand. Dort konnte man die Pfeifen ausklopfen und aus einem kleinen Wasserhahn die restliche Glut löschen.

Der Rottenmanner horchte aufmerksam auf das immer stärker werdende Getöse, das aus dem Maschinenraum bis herauf in die Kabine drang.

„Es is grad so, als ob a riesiges Viech schnaufen und Luft schnappen tät", sagte er nachdenklich. „I denk, daß man no viel zum schauen ham' wer'n, bis ma auf Montreal kommen. Und i denk', i geh hiatzt mit'n Hannes a bissel zum Wolf, denn mir kimmt alleweil vor, dös Viech heult scho die ganze Zeit nach uns."

Er hatte recht. Seine feinen Ohren hatten aus all dem Lärm, dem Gestampfe und Geräusch des abfahrtbereiten Riesen den Klagelaut des Hundes herausgehört.

Er stand auf, die anderen auch.

„Geh' ma alle a bissel außi!" sagte der Gairinger, seine Pfeife sorgsam ausklopfend. „Hiatzt is glei achte auf d' Nacht, da soll ma ja abfahren."

Sie löschten ihre Pfeifen und wanderten unter Führung des Hannes zum Wolf, der in ein Freudengeheul ausbrach, als er die Leute anmarschieren sah und ihre Witterung empfing. Sie standen um den Käfig, ruhiger und zufriedener als in der geschlossenen Kabine. Hier war Luft — wenn es auch nach Fischen und Seetang stank. Hier sah man den abendlichen Himmel, die großmächtigen Häuser der Stadt, die anderen Schiffe und die mit Hunderten von grellen Lampen beleuchteten Hafenanlagen. Ein kleines Schiff lag an der Seite des großen Dampfers, so wie ein Kind an der Mutterbrust. Ein Matrose, der in der Nähe stand und den Blicken der Männer folgte, sagte:

„Schlepper ..."

Da er dieses Wort englisch aussprach, verstanden es die Sieben nicht.

Ein furchtbarer Laut, der aus einer dampfenden Pfeife neben dem Mittelschornstein kam, unterbrach, überschrie den Hafenlärm. Heulend brüllte die Sirene. Die Sieben duckten sich unwillkürlich.

„Sakra — Sakra —", meinte der Fiederer, „hiatzt hab' i schier g'mant, es kimmt a Zweiundvierz'ger ang'sauft."

Das kleine Schiff glitt voraus, an die Spitze des großen Bruders. Ein dickes Drahtseil spannte sich vom Kleinen zum Großen.

Dann heulte die Sirene nochmals.

„Ah — da schau her!" sagte der Rothschädel, der gegen die Hafenstadt schaute. „Hiatzt schwimmt dös feste Landl auf amal weg."

Alle lachten. Der schwimmende Riese hatte sich unmerklich in Bewegung gesetzt und wurde vom Schlepper langsam, stetig aus dem Hafen herausgezogen.

Das Schiff schwamm — die große Reise hatte begonnen.

*

Am andern Tage um die Mittagsstunde legte der Dampfer an der französischen Küste, in der Hafenstadt Calais an. Der große Landungs- und Einschiffungsplatz glich einem Heerlager. Ein Regiment freiwilliger kanadischer Schützen sollte eingeschifft werden. Die Männer standen am rückwärtigen Deck und beobachteten, wie Kompanie auf Kompanie anmarschierte und in den Leib des Riesenschiffes verschwand. Der ganze Train des Regiments mit Pferden und Fuhrwerken wurde verladen. Mehrere Koppeln Kriegshunde kamen mit, und so erhielt Wolf plötzlich lebhafte und zahlreiche Gesellschaft. Er hatte sich ganz in einen Winkel des Käfigs zurückgezogen, legte die Ohren zurück und knurrte wütend, so oft die bellenden, jaulenden und sich beißenden Artgenossen vorbeigeführt wurden.

Endlich waren die Tiere alle verstaut und lagen in den Käfigen. Die Mannschaften machten es sich bequem. Essen wurde gereicht, und Lärm und Geschrei erfüllte das Schiff. Signale wurden geblasen — Offiziere und Unteroffiziere rannten hin und her und bemühten sich, Ordnung zu schaffen.

Die Leute sahen gut aus. Gut angezogen, gut genährt, große, breitschulterige Männer mit geschmeidigen Bewegungen und zuversichtlichem, freien Blick. Der Fiederer, der Zinner und der Rottenmanner, die konnten gewiß neben diesen Männern gut bestehen. Als die Sieben — wie immer geschlossen — im Zwischendeck erschienen, erregten sie neugierige Aufmerksamkeit, wurden aber weiter nicht belästigt. Der Quartiermeister schien dies stillschweigend vermittelt zu haben.

Als sie so durch die schwatzenden und sich drängenden Reihen der Soldaten gingen, blieb der Florl plötzlich mit einem Ausruf stehen.

Da waren in einer langen Reihe — eines neben dem andern — Maschinengewehre aufgestellt!

Mit einem Satze war der Florl bei der ersten Waffe, die er mit glänzenden Augen betrachtete. Auch die andern traten näher. Die Bedienungsmannschaften waren mit dem Reinigen der Gewehre beschäftigt.

„Hiatzt hört si alles auf, Leut!" sagte der Florl begeistert. „Maschinen — hurra! Dö wer i ma a bissel anschauen. Hiatzt wer i mit dem Dicken da, der was hinter dem G'wehrl sitzen tuat, a wengerl englisch reden."

Hinter dem Gewehr saß ein rundlicher Soldat mit freundlichem Gesicht. Er merkte, daß der Florl anscheinend Interesse für die Waffe hatte, nickte und lachte, indem er den Verschluß spielen ließ. Der Florl trat ganz nahe heran.

„Du", sagte er, „i hab' a a soltenes G'wehrl g'habt. I bin a a Maschinist! — Geh, laß ma dös G'wehrl a wengerl anschauen!" Er gestikulierte mit den Händen, deutete auf sich, wackelte mit dem Kopfe und wiederholte immer wieder:

„I bin a aner von dö Maschinen!"

Der Mann am Gewehr verfolgte aufmerksam die Gebärden des Florl. Dann schien er zu verstehen, er lachte, rückte beiseite und winkte dem Florl, sich zu ihm zu setzen.

„Hallo", schrie der Florl, „der vasteht mi, hiatzt wer ma glei segen, was dös für a G'wehrl is."

Flink saß er hinter dem Maschinengewehr, lachte vor Glückseligkeit und begann sachgemäß genau das Gewehr zu betrachten. Er versuchte Verschluß, Abzug, Zielvorrichtung, und der Kanadier, der die Bewegungen des Florl gutmütig verfolgte, sah bald, daß er es mit einem Fachmann zu tun hatte. Er begann die Funktionen an Hand von praktischen Griffen zu erläutern.

Die Zweite MG-Abteilung hatte sich herangedrängt und sah aufmerksam zu. Auch die Mannschaften der kanadischen MG-Kompanie näherten sich, um die fremdartig gekleideten Männer zu betrachten, die ein so augenscheinliches Interesse für ihre Spezialwaffe zeigten. Ein Unteroffizier, der die Sieben schon längere Zeit beobachtete, sprach plötzlich den Rottenmanner an — o Wunder, in deutscher Sprache!

Er fragte: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?"

Der Rottenmanner wandte sich zu dem Fragenden. Er sah einen älteren, stark gebauten Mann mit glattrasiertem Gesicht und freundlichen Augen.

Er antwortete: „Mir san Österreicher — Steirer. Mir kommen von daham und fahr'n auf Montreal. Mir san alle siebene von der Zweiten Maschinengewehr-Abteilung, Drittes steirisches Schützenregiment . . . Mir ham' vier Jahre lang Maschinen bedient — alle. Nur der Bub net."

Erstaunt hörte der andere.

„Steiermärker? Mein Großvater war Förster in Steiermark — in Mürzsteg — vor vielen Jahren. Er ist nach Kanada ausgewandert. Wir, die Kinder und Enkel, sind Kanadier geworden."

Sie schüttelten sich die Hände. Der Unteroffizier sagte seinen Kameraden in kurzen Worten, daß diese Männer früher Soldaten einer österreichischen Maschinengewehrabteilung waren und daß sie jetzt nach Kanada auswanderten. Diese Erklärung löste allgemeines Hallo aus, und die Sieben sahen sich umringt von freundlichen Menschen. Hände streckten sich vor, man setzte sich zusammen, die Pfeifen wurden in Brand gesteckt, es wurde gemütlich, und der Fiederer sagte zu dem neben ihm sitzenden Engländer: „Siagst es, Bruada, vor an Jahr ham' ma uns net denkt, daß ma hiatzt so bei'nander sitzen wer'n. Vor an Jahr, da hätt' i da g'wiß a Loch im Bauch einipfeffert."

Der Engländer verstand gar nichts. Er lachte gutmütig.

Die zweite MG-Abteilung sah sich die Gewehre genau an. Der Fiederer und der Zinner aber hoben die schwere Waffe auf — mit einem Griff und mit einer Hand —, wogen sie, nickten befriedigt und stellten sie fein säuberlich wieder fest auf den Boden. Diese Kraftleistung fand allgemeine Anerkennung, und man saß beisammen, bis das Schiff wieder in See ging und die Teeglocke rief.

Dann ging man auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Sunshin will Sheriff bleiben.

Kleine Humoreske aus dem Dollarlande.

Von **Hannes Butenschön.**

Jedes Kind weiß, daß der „dritte Grad“ in Amerika streng verboten ist. Das wußte natürlich auch Mister Sunshin, der Sheriff von Arizonatown, und darum hütete er sich wohl, ihn bei seinen Gefangenen zur Anwendung zu bringen.

Trotz alledem erzählte sich die ganze Stadt: „Sunshin foltert seine Gefangenen! Sunshin ist ein Mann des dritten Grades!“ Der Sheriff fühlte, daß er langsam verrückt darüber wurde. Was wollte überhaupt dieses erbärmliche Klatschnest von ihm? Die Leute konnten von Glück reden, daß er, Aribert Sunshin, der ehemalige Stolz der Chikagoer Detektivschule, es überhaupt für würdig befunden hatte, dieses Räubernest im Wilden Westen mit seiner Anwesenheit zu beehren. Und zum Dank dafür unterwühlte man seinen Ruf!

Unter uns gesagt: Sunshin war im stillen bereit, jedem eine Belohnung von fünfzig Dollar bar auf den Tisch zu zahlen und dazu noch drei Flaschen Whisky zu spendieren, der ihm den Urheber des Geraunes namhaft machte.

Seit Anfang der Woche war es besonders schlimm. Sunshin ging nach seinem Gefühl äußerst entgegenkommend mit den Gefangenen um, die er machte; er bot ihnen beim Verhör einen Stuhl an, reichte ihnen duftende Virginiazigaretten, ließ durchblicken, daß sie bei einem freiwilligen Geständnis sogar auf einen Schluck Whisky mit Soda rechnen könnten — — dennoch ging alles schief. In dem Augenblick nämlich, da sich die Neugierigen vor dem primitiven Holzhause, in dem die Stadt dem Sheriff (bis zur Fertigstellung des geplanten „Polizeipräsidiums“ im Liliputformat) zwei Bureauräume gemietet hatte, versammelten, um darauf zu warten, was mit dem nächsten Untersuchungsgefangenen geschah, erhob sich plötzlich ein mörderisches Gebrüll, das allen Menschen das Blut in den Adern gefrieren ließ. Selbst Sunshin, der sonst Nerven wie Taue hatte, zuckte jedesmal bei dem entsetzlichen Schrei zusammen. Fünf Minuten später stand kein Mensch mehr vor dem Hause, dafür eilte wie der Blitz die neue Kunde durch Arizonatown, daß Sheriff Sunshin wieder einmal beim „drittenGrad“ angelangt sei, man habe die entsetzlichen Schreie der Gefolterten bis auf die Straße gehört.

Am nächsten Morgen ließ Sunshin die Besitzerin des Hauses herunterholen. „Miß Vaterdiek“, begann er, „darf ich mich erkundigen, ob Sie Ihre beiden Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite meines Korridors wieder vermietet haben?“

„Ja, denken Sie mal, seit drei Tagen!“ erwidert sie freudestrahlend, „ich bin froh, daß sie nicht mehr leerstehen.“

Der Sheriff, der eigentlich vorhatte, einen neuen Gefangenen zu verhören, besann sich, stand auf, überquerte den Korridor und klopfte an die Tür der neuvermieteten Wohnung.

„Herein!“ rief eine angenehm klingende Herrenstimme.

„Meine Herren!“ sagte der Ankommende, nachdem er sah, daß er es mit zwei Männern zu tun hatte, „ich bin der Sheriff Sunshin und wohne mit Ihnen auf einer Etage, bis dieses verdammte Nest sein Polizeihaus fertiggebaut hat. Darf ich fragen, ob einer von Ihnen krank ist? Soll ich Ihnen einen Arzt besorgen? Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich kann das furchtbare Gebrüll nicht mehr aushalten. Jedesmal, wenn ich ein Verhör angesetzt habe, fängt hier bei Ihnen ein Geschrei an, das meine Nerven nicht ertragen können.“

„Danke, Sheriff, wir benötigen keinen Doktor!“ erwiderte der Ältere von den beiden zurückhaltend. „Ich bin selber Arzt — Zahnarzt — in Frisco und verlebe mit meinem Bruder hier in Arizonatown den Sommerurlaub. Leider hat sich mein Bruder eine äußerst schmerzhafte Wurzelentzündung zugezogen, die täglich mehrmals mit Jod ausgepinselt werden muß.“

„Das muß ja schauderhaft brennen!“ meinte der Sheriff.

„Leider!“ entgegnete der Zahnarzt und griff zu einem schon äußerlich furchterweckenden Behandlungsinstrument. „Gerade als Sie an die Tür klopften, wollten wir wieder anfangen.“

„Tun Sie das nicht, Menschenskind!“ schrie Sunshin, „das kann doch niemand aushalten! Außerdem schädigen Sie meinen Ruf in dem Nest hier! Am kommenden Sonntag soll der neue Sheriff gewählt werden, und, offengestanden, rechne ich stark mit der Wiederwahl. Solange aber die Einwohner dieses Räuberfleckens Ihre Schreckensschreie für das Gebrüll der von mir Gefolterten halten, ist jede Wiederwahl ausgeschlossen. Begreifen Sie das?“

„Warum nicht?“ meinte der Zahnarzt sachlich. „Aber es steht Ihnen ja frei, die Leute aufzuklären.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn!“ knurrte der Sheriff, „haben Sie schon einmal erlebt, daß Ihnen von Ihren Gegnern geglaubt wird, wenn einem die gemeine Meute bereits auf den Fersen sitzt und man mit aller Gewalt eins ausgewischt bekommen soll?“ Die beiden Männer blieben stumm.

„Meine Herren!“ raffte sich Sunshin schließlich auf, „eine offene Frage: hätten Sie etwas dagegen, in eine niedliche kleine Villa draußen am Rande der Stadt zu ziehen? Ich kann sie Ihnen in fünf Minuten verschaffen, und die Miete ist so billig wie nirgends in ganz Arizonatown. Soll ich mal die Vermieterin anrufen?“

„Meinethalben!“ sagte der Ältere und blickte seinen Bruder beziehungsreich an. „Aber die Sache dürfte Geld kosten, teuerster Mister! So ein Umzug ist nicht billig.“

„Ganz egal!“ rief der Sheriff, „meine Wiederwahl steht auf dem Spiel. Wieviel also?“ Er zückte seine Brieftasche.

„Na — sagen wir 350 Dollar!“ meinte der Zahnarzt, ohne mit der Wimper zu zucken.

All right. Schweigend zählt Sunshin, der natürlich ohne weiteres die Sachlage begriffen hatte, seine Scheine auf den Tisch. Als das Geld in die Brieftaschen der beiden gewandert war, fragte er: „Ein Wort unter uns, meine Herren: sind Sie mit Ihrem Geschäftsgang zufrieden?“

„Einigermaßen!“ lächelte der „Zahnarzt“, „man schlägt sich so durchs Leben . . .“

„Well“, sagte der Sheriff, „eine Hand wäscht die andere! Sie haben mich vom Verdacht der Anwendung des dritten Grades befreit, und ich verschaffe Ihnen dafür eine neue Verdienstmöglichkeit. Wie wär's, wenn Sie sich mit Ihrem famosen Trick unmittelbar im Hause meines Konkurrenten Warrington niederließen, der ebenfalls auf der Sheriff-Wahlliste steht? Er arbeitet augenblicklich als Hilfssheriff im Nordbezirk, und wo er seine Verhöre abhält, will ich Ihnen genau beschreiben.“

„Tja“, ergriff jetzt zum ersten Male der Jüngere von den beiden das Wort. „Der Gedanke ist nicht übel, Sheriff — aber leider undurchführbar für uns.“

„Und weshalb?“ fragte Shunshin.

„Weil wir bei dem schon vorher waren! Der war es doch, der uns zu Ihnen geschickt hatte — —“

Turnier der Zebrahengste.

Ein Afrikanisches Erlebnis von W. Corning.

In Afrika muß der Entdeckungsreisende auf der Hut sein, der einmal die Steppen im Innern, oder das Hochland an den Küsten durchquert hat: nur gar zu gern tischen einem die Eingeborenen Märchen auf. Der Neger hat eine lebhafte Phantasie, er ist wie ein Kind spielerisch veranlagt; bis ins Greisenalter hinein fließen Wahrheit und Dichtung bei ihm unkontrollierbar durcheinander. Nur gründliche, unvoreingenommene Forschung kann zum Ziel führen; man muß die Augen offen halten, selber beobachten, sich nicht allein auf Hörensagen verlassen. Findet und erlebt man dann noch etwas Neues und Unbekanntes, so ist in jedem Fall die Überraschung umso größer.

Mir war bekannt, daß die Zebrahengste mehrere Male im Jahr heftige Kämpfe untereinander um die Führung der einzelnen Rudel austragen. Als jedoch auf meiner letzten Reise durch den Osten des Kontinents Eingeborene der Massai-Steppe zu mir kamen und erklärten, daß diese Kämpfe regelrechten Turnieren glichen, bei denen die Herden zu Hunderten und Tausenden im Kreise, sozusagen das Publikum bildeten, schüttelte ich den Kopf: das sei eine wilde Ausgeburt der Phantasie, barer Unsinn. Überhaupt war ich mißtrauisch; selber hatte ich Hengste noch niemals kämpfen sehen, bei dem Mißtrauen der Zebras auf freier Wildbahn kein Wunder. Doch auch weiße Jäger berichteten mir die Tatsache. Menschen, denen man Vertrauen schenken konnte.

Eines Tages erklärten dann die Massai, daß ich meinen Unglauben nun aufgeben solle, der Stamm habe riesige Zebraherden gesichtet. Und auch die Hengste seien nicht nur wegen der nächtlichen Reißereien der Löwen in Aufregung, die Kämpfe untereinander ständen in vollem Gange. Ich muß vorausschicken, daß sich Zebras, auch wenn sie nicht durch Raubwild gestört werden, immer und ewig auf Wanderung befinden, schon aus Nahrungsgründen. Sie grasen ebenso in der reinen Steppe wie der Parklandschaft und dem lichten Busch. Oft verschwinden sie aus einer Gegend auf Wochen und sogar Monate vollkommen . . .

Wir verließen unser Lager, sechzehn Meilen südlich von Ikoma, am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang. Den schwarzen Trägern gab ich außer Proviant für zwei volle Tage meine besten Militärgläser mit, da wir uns in einer richtigen Löwenecke befanden, so daß sich das scheue Wild wahrscheinlich auch am Tage nur in respektvoller Entfernung zeigen würde. Hyänen schlichen über den Weg, dann hörten wir im Busch den Schakal, — der Vogel Tshära, der Büffelanzeiger, ließ sich merkwürdigerweise bereits um diese frühe Stunde vernehmen, und der Führer unserer Kolonne stolperte beinahe über ein Erdferkel, das laut quietschend davon lief. Herrlich ging die Sonne hoch, der unerhört zauberhafte Feuerball belichtete mit einem Schlage die weite Steppe. Wir lagerten uns vorsorglich unter ein paar schattenspendenden Bäumen, während zwei Massai sich in den Busch trollten, um ein möglichst gutes Versteck auszumachen. Nach ihrer Meinung befanden wir uns an der Stelle, wo sich die Zebras in den ersten Vormittagsstunden noch einmal sammeln mußten. Mit einem der Gläser suchte ich vergebens den Horizont ab. Nach einer Weile erst meldeten sich die ersten Schwarzfersen-Antilopen, ein ganz sicheres Zeichen eigentlich, daß Zebras im Anmarsch waren. Gnus flüchteten, eine Staubwolke hinter sich lassend, ein paar Strauße rückten an. Jetzt tauchten auch die ersten Streifenpferde über den Horizont. Sie äugten und galoppierten vereinzelt, höchste Zeit also, daß wir in unser Versteck verschwanden.

Bald beobachteten wir mit bloßem Auge ganze Rudel von zwanzig und dreißig Zebras, dazwischen immer wieder Gnus, Antilopen und Strauße. Auffällig war dabei noch gar nichts, allerdings kamen die Tiere, mit dem Schweife heftig die Tsetse abwehrend, näher, es wurden mittlerweile ganze Herden. Plötzlich machte mich ein Träger aufmerksam. Etwa siebenhundert Meter von unserem Platz entfernt gingen plötzlich zwei Zebras aufeinander los. Sie trommelten erregt mit den Hufen, das charakteristische Stakkatogewieher erscholl, dann biß der eine Hengst seinen Gegner wütend in den Hals, und schnell trabten die Kämpfer wieder auseinander. Zum zweiten Mal näherten sie sich nun, diesmal „verkehrt“, mit den Hinterläufen voran; es sah grotesk aus. Dann setzte der offenbar kleinere und schwächere Hengst überfallmäßig zu Flankenhieben an. Die Hufe krachten dem älteren Widerpart in den Leib; der stob davon, aber das war nur eine Finte. Blitzschnell wandte sich das große Tier und riß mit den scharfen Zähnen — ich konnte es durch mein Glas deutlich erkennen — seinem stutzenden Gegner das Fell förmlich in Fetzen von Hals und Rippen. Der Überraschte flüchtete entsetzt. Und abermals erscholl ein Gewieher, triumphierend, die Nüstern des Siegers blähten sich . . .

Etwa fünf Minuten mochte der Kampf gedauert haben, keines von den hundert, ja tausend Zebras ringsum hatte sich um die beiden gekümmert. Doch jetzt wurden die Rudel munterer, gleich drei Hengste trabten auf den Sieger zu, kesselten ihn ein, jagten ihn im Kreise. Dann zerschlugen sie ihn mit ihren Läufen, es gab kein Entweichen mehr für den überfallenen Hengst. Er sackte von den hageldicht fallenden Hufschlägen betäubt zu Boden, und nur ganz allmählich ließ die Übermacht von dem Geschundenen ab. Inzwischen hatte sich wirklich so etwas wie ein Kreis von neugierigen Zebras, Gnus und Straußen um die Kämpfenden gebildet. Es war der reinste Mord, was da eben vor sich gegangen war, keine ehrliche Angelegenheit.

Da änderte sich abermals überraschend die Lage: aus den Rudeln rings lösten sich zuerst zögernd, dann sehr schnell fünf neue Hengste, trabten zur Mitte, jeder auf einen Gegner los. Diesmal erscholl ein Gewieher, wie ich es in der Steppe noch niemals vernommen habe. Es kam wie von Berauschten, eine Aufregung unter sämtlichen Zebras, ein wildes Trommeln der Hufe, als sei nicht Tag, sondern Nacht, und der Löwe in der Nähe. Die Massaikrieger neben mir zitterten am ganzen Körper, ihre Lippen bebten, denn jetzt wußten sie, ist der Leithengst in die Arena getreten, das größte und stärkste Tier, jetzt geht es auf Leben und Tod. Ich hatte davon noch keine Ahnung, sah, wie die Kämpfenden an verschiedenen Stellen hochsteilten im „Ring“, wie sie auf den Hinterläufen tanzten, als stünde unsichtbar ein Dompteur mit der Dressurpeitsche neben ihnen; die Vorderläufe schlugen aufeinander ein. Die Hengste bissen einander entsetzlich, sie schrien, doch ihr Wut- und Schmerzgewieher wurde übertönt von dem Höllenstakkato der Herde. Es war unheimlich: ich sah durch das Glas, wie die Gegner nicht wechselten. Verschwanden sie ineinander verbissen einmal im Kreis, wurden sie gleich wieder von den Zuschauern heraus gedrängt in die Arena. In Fetzen hing den Kämpfenden das Fell vom Leibe. Über und über mit Blut beschmiert, ließen die Hengste nicht mehr von einander ab. Jetzt sah ich auch das prächtige Leittier, es drückte seinen Gegner zu Boden, bearbeitete ihn hinterrücks mit den Läufen; ein allzu vorwitziger Strauß wurde dabei getroffen und blieb liegen; strack und starr wie zwei zitternde Eisenbänder ragten die langen Beine in die Luft.

Vierzig Minuten schon währte das Turnier auf Leben und Tod, da preschte eine Herde Büffel vorüber, Riedbock und Spießbock sausten nebenher. Zuerst wandte ein Teil der Zebras die Köpfe, dann äugte die ganze Herde, schob sich ineinander, brauste los, eine gewaltige Staubwolke, ein furchtbares Donnern der Hufe. Wir sprangen aus unseren Verstecken, konnten aber nirgends den Feind entdecken. Meilenfern vielleicht lag die Ursache der Panik, und die Büffel hatten sie nur heran getragen. In wenigen Sekunden waren Zebras, Gnus, Antilopen und Strauße nicht mehr zu sehen. Bis auf drei unterlegene Hengste in der „Arena“. Nur einer, dessen Glieder nicht ganz zerschmettert waren, vermochte sich noch ein Stück zu schleppen. Dann bekam auch er von uns den Gnadenschuß.



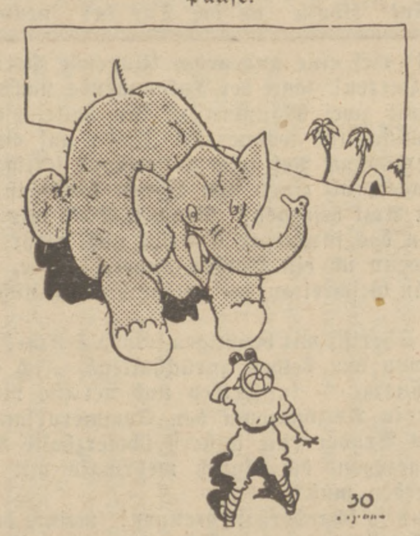
Lustige Ecke



Vorsicht! Die Meldung, die der englischen Presse entnommen ist, klingt denn doch reichlich nach Jägerlatein!

*

Pause.



„Das Fernglas taugt nichts, ich sehe nichts als eine große, graue Masse.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.